

# Der Gschwend in der Kesselhalde

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **132 (1853)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372798>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Gschwend in der Kesselhalde.

Am 18. Brachmonat 1852 wurde in St. Fiden bei St. Gallen ein Mann zur Grabesruhe gebracht, dessen Leben merkwürdiger war, als dasjenige manches berühmt gewordenen Mannes. Beim Hinschiede des Genannten, den man nur unter dem Namen kannte: „Der Gschwend in der Kesselhalde“, entwarf ein öffentliches Blatt folgenden interessanten Lebensabriß von ihm:

Gschwend stammte aus einem alten, angesehenen und wohlhabenden Tablater Geschlecht. Sein Vater galt als einer der reichsten Bauern im Lande. Und das mußte wohl wahr sein; denn jedes von seinen fünf Kindern erbte in guten Briefen 12,000 fl., und von den beiden Söhnen erhielt jeder überhin als Mannesvorrecht ein Bauerngut, frei, ledig und los. Unserm Johann Jakob wurde die sogenannte Kesselhalde zu Theil. Mehrere Jahre nach der Theilung, die bei Lebzeiten geschehen, blieb er noch bei seinem altersschwachen Vater, bei dem er Alles galt. Man glaubt, daß er schon während dieser Zeit sich zu seinem Erbtheile ein bedeutendes Vermögen gesammelt. Seine Frau brachte ihm auch ein Vermögen von etwa 5000 fl. in die Ehe, so daß er schon in seinen jüngern Jahren als ein Mann von großem Vermögen galt. Schon in den Zwanziger-Jahren ward er im Steuerregister auf 30,000 fl. gesteuert, und später immer mehr bis auf 80,000 fl. Er mußte damals aber noch ein bedeutend größeres Vermögen besessen haben. Unsere Leser werden sich billig hierüber verwundern, wenn sie vernehmen, daß er nie ein Wucherer im schlimmen Sinne und auch gegen seine Schuldner nicht besonders hart war. Er raffte sein Vermögen mit dem zusammen, was er selber Sparsamkeit nannte, was aber seine ganze vernünftige Umgebung kurzweg „Schinden und Schaben“ hieß. Seine Chawirthin paßte diesfalls vortrefflich für ihn. Während ihres vierzigjährigen Beisammenlebens war Suppe von Ackerbohnen (fog. Saubohnen) ihre gewöhnliche Nahrung. Dieselbe wurde in der Regel, um Zeit und Holz zu ersparen, für zwei bis drei Tage im Vor-

rath gekocht, so daß sie oft ganz schimmelig und pelzig aussah. An diese Nahrung war der Hausvater unbedingt gewöhnt. Als einst in Abwesenheit seiner Frau eine Unverwandte ihn bediente und eine ordentliche Suppe brachte, wies er sie mit den Worten zurück: „Was Tüfels bringst mer do? Hoch du wie d'Madlen!“ (Seine Frau heißt Magdalena.) Dielem fast unbegreiflichen Geiz gegen sich selbst kam seine Filzigkeit in andern Zweigen des Hauswesens vollkommen gleich. Heu und Emd hatte er oft bis drei Jahrgänge beisammen, und verkaufte es nur zur Zeit des Futtermangels. Sein eigen Vieh legte er mit dem größten Futter, meist mit Stroh. Den Ausfall von Sireue deckte er ersfinderisch dadurch, daß er in den Stadtgräben zu St. Gallen das ausgeschüttete Laub aus den Bettensäcken und andern Abgang aufsammete. Wer in der Frühe des Morgens die Straße nach St. Fiden ging, sah ihn regelmäßig sein Kößlein am Zaume führen, das ein Laubwägellein zog oder eine Jauchelägel, auf welcher gewöhnlich seine Tochter saß. Der Kesselhalder war auch ein leidenschaftlicher Raucher; aber er kaufte sich keinen Tabak, sondern sammelte stets Cigarrenstumpfen auf der Straße und in den Gassen der Stadt, zerschchnitt sie, trocknete und verrauchte sie. Wenn der „rich Gschwend“ auf der Straße war, wurden wohl auch Dutzende solcher Stumpfen geflissentlich weggeworfen, um den kargen Mann sich darnach bücken zu sehen. Sein mißrathener Sohn belustigte sich häufig mit diesem Spasse, wie er es nannte. Daneben erbettelte sich der große Kapitalist viele tausend Pfeifen voll Tabak von ihm begegnenden rauchenden Fuhrleuten, Maurergesellen u. s. w. Zur Winterzeit verköstigte er sich für Heizung der Stube auch nicht; denn er wohnte, um Holz zu ersparen, mit seiner Familie — im Stalle bei dem lieben Vieh, an welchem seine Frau gerade auch die Wäsche aufhängen konnte. Aus all diesen Dingen wird man wohl auch vermuthen, daß es mit der Garderobe der Familienhäupter nicht weit her werde gewesen sein. Seit mehr als einem Viertelsjahrhundert trugen weder Mann noch Frau irgend ein neues Kleidungsstück. Gschwend

kam immer sehr ärmlich daher. An Sonntagen sah man ihn in einem farblosen Nebel-  
 spalter mit wackelnder Hinterwand und einem  
 abgestandenen, fadenscheinigen Rocke, den je-  
 denfalls kein jetzt noch lebender Schneider  
 fertig hat. Seine Figur bot etwas Har-  
 tes, Strenges und Knöchiges dar, im bes-  
 ten Einklang mit seinem rauhen und gefühl-  
 losen Charakter, der allen weichern Gefühlen  
 unzugänglich war. Er erkannte nur seine har-  
 ten Thaler, die er aerne häufig zählte, als  
 seine Freunde an. Aus Furcht, von seinem  
 eigenen Sohne bestohlen zu werden, verbarg  
 er große Summen in alten Häfen unter den  
 Stallboden, und einst vergrub er fast alle  
 seine Baarschaft unter einen Baum, wohin  
 sie ihm ein Nachbar in einer Bütte tragen  
 mußte. Die letzten Jahre dieses beklagens-  
 werthen Lebens sollten dem harten Mann  
 noch allerlei Ungemach bringen. Sein schon  
 erwähnter Sohn wurde das gerade Gegen-  
 theil des Vaters — genußsüchtig und ver-  
 schwenderisch im höchsten Grade. Er wußte  
 schon in jüngern Jahren so oder anders von  
 dem Gelde seines Vaters reichlich zu bekom-  
 men. Mit zunehmendem Alter ging die Ver-  
 schwendung ins Gränzenlose. Man spricht  
 von nahe an 40,000 fl., die er seinem Vater  
 verschwendet und verunsichert. Zu übler  
 Lege entwendete er mit Beihülfe der Mutter  
 demselben einen Kapitalbrief, versilberte ihn  
 und floh nach Amerika, so daß jetzt eine Kri-  
 minalklage auf ihm hafiet. Nach der Aus-  
 stattung der Tochter (mehr Kinder hatte er  
 nicht) und nach solchen Verlusten schmolz das  
 Vermögen des alten Schwend so herab, daß  
 er am Ende nur noch 10,000 fl. versteuerte.  
 Man gab sich von verschiedenen Seiten Mühe,  
 von dem Sohne durch Deckung des abhanden  
 gekommenen Kapitalbriefes wenigstens die  
 Brandmarkung eines Verbrechens abzuwenden.  
 Es wäre hiezu noch zehnmal Zeit gewesen.  
 Allein Schwester und Schwager wollten trotz  
 ihres Reichthums keine Hand dazu bieten,  
 weswegen sie allerwärts im Publikum zum  
 Gegenstände gerechten Unwillens wurden und  
 es noch sind. Die nächste Folge war, daß  
 die alte Mutter, als mitverschlochten, gefänglich  
 eingezogen wurde. Monate lang brachte sie

im Kerker zu, und der Prozeß ist noch nicht  
 ausgetragen. Sie ist eben so gefühllos, wie  
 es ihr Mann gewesen. Im Gefängniß  
 weilte sie forwährend gerne, weil sie „es bes-  
 ser habe, als zu Hause“. Der Punkt der  
 Ehre versing bei ihr nicht im mindesten, und  
 was das Verbrechen betrifft, dessen sie als  
 Mißschuldige angeklagt ist, so meint sie ein-  
 fach: „s ist mi Sach gfi.“ Ein solcher Schuit-  
 hausen häuslichen Mißgeschickes wölbt sich  
 über dem Grabe des Kesseltalbers, welcher  
 im Leben und auf dem Bette des Todes (im  
 Hinblick auf gestiftetes Gutes) der glücklichste  
 Mensch hätte sein können. In ernsten und  
 wohl gemessenen Worten hob die Leichenrede  
 diesen letztern Punkt besonders hervor. Wir  
 aber schließen diesen Bericht, indem wir dem  
 Todten den ewigen Frieden wünschen, mit  
 dem alten Sprüchwort:

„Mit Geld und Gut ist's nicht gethan;  
 Verstand und Tugend ziert den Mann.“

In der Gegend von Pirna fand noch vor  
 wenigen Jahren an der Straße ein nettes,  
 mit Schindeln gedecktes Häuschen, an dessen  
 Giebel folgende Inschrift zu lesen war:

Das Häuschen steht in Gottes Hand,  
 Vor 4 Jahren war es abgebrannt.  
 Wenn Gott meinem Schwiegervater  
 wird sein Herz erwecken,  
 Da will ich es mit Ziegeln brücken.

Ein bayerischer Beamter wurde vor die  
 Polizei geladen und dort befragt, ob er nicht  
 Tags zuvor auf dem Promenadenplatz in Mün-  
 chen einem Bettler ein Almosen gegeben habe.  
 Als er dies bejahte, wurde ihm angedeutet,  
 daß er eine Strafe von 3 Gulden zu entrich-  
 ten habe, wovon ein Drittheil dem Anzeiger,  
 das Andere der Armentasse anheimfalle. Der  
 Beamte konnte sich nicht erklären, wer in al-  
 ler Welt den Anzeiger in dieser Sache gegen  
 ihn gemacht habe. Der Polizeibeamte löste  
 ihm den dunkeln Schleier, indem er ihm er-  
 öffnete, der Bettler selbst sei der Denunziant  
 gewesen.